

Eduard Zarncke

**Friedrich Zarncke, geb. am 7. Juli 1895, gest. am 15. Okt. 1891**

Berlin: Calvary, 1895

In:

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn774767715>

Druck Freier  Zugang



# Friedrich Zarnecke

geb. am 7. Juli 1825, gest. am 15. Oktober 1891.

---

Von

**Eduard Zarnecke.**

Aus dem Biographischen Jahrbuch für Altertumswissenschaft 1895.

---

---

**Berlin 1895.**

Verlag von S. Calvary & Co.

Luisenstr. 31.

Friedrich Zarncke

geb. am 7. Juli 1825, gest. am 15. Oktober 1891.

Von

Edmund Zarncke

Das dem Biographischen Jahrbuch für Altertumswissenschaften 1891.

Berlin 1891.

Verlag von G. Reimer & Co.

Unter den Linden 11.

In diesem Jahrbuch meinem Vater ein schlichtes Gedenkblatt zu widmen, habe ich um so lieber übernommen, als ich aus eigener Kenntnis bezeugen kann, daß er wie kaum ein anderer von den Vertretern der neueren Philologie im klassischen Altertume heimisch war und an ihm hing; was die germanistische Wissenschaft ihm verdankt, haben andere besser und eingehender gewürdigt.\*) Wiewohl er den fortschreitenden Bestrebungen der Gegenwart ihr Recht zugestand und auch zugeben mochte, daß hie und da an unsere gymnasiale Bildung die bessernde Hand angelegt werden könne, wollte er deren Kern doch unangetastet wissen als notwendige Grundlage für alle, die sich einem der sogenannten gelehrten Berufe zu widmen gedenken; und nicht als Verfechter eines veralteten Standpunktes, wie leider so manche andere, verurteilte er den allzu eifrigen Sturmhauf der neuesten Zeit gegen unsere Gymnasien, sondern im vollen Bewußtsein des Wertes, den diese für unsere gesamte nationale Erziehung und Kultur besitzen. Von diesem Bewußtsein war er von Jugend auf durchdrungen, und das verdankte er in erster Linie der trefflichen Unterweisung seines Vaters, dessen Einfluß auf seine Geistes- und Herzensbildung groß und dauernd gewesen ist. Derselbe war Landgeistlicher in Zahrenstorf bei Brüel in Mecklenburg, ein Mann von vielseitiger, tiefgehender Bildung; konnte er doch den Unterricht des Sohnes allein leiten bis zu dem Zeitpunkt, da er ihn in die Prima des Gymnasiums zu Rostock brachte. Es ist ihm auch beschieden gewesen, die Früchte seiner treuen Pflege und Erziehung an dem Sohne in reichlichem Maße zu ernten: nach einundfünfzigjähriger Amtsthätigkeit der wohlverdienten Ruhe genießend, ist er, nicht allzulange vor dem

\*) Eine Aufzählung seiner sämtlichen Schriften findet sich in dem trefflichen Lebensabriß von Fr. Vogt (Zeitschrift für Deutsche Philologie, XXV, S. 71—90), wobei nur die Rezensionen im Literarischen Centralblatt, deren Zahl in die Tausende geht, nicht einzeln aufgeführt werden konnten. Alle die meist kürzeren, warm und prächtig geschriebenen Nachrufe, so die von Beer, Elster, K. Heinemann, Schröter, Sievers, Streitberg u. a. aufzuführen, ist hier nicht der Ort, wo Kürze mir vor allem zur Bedingung gemacht ist.

Sohne, im Jahre 1877, zum ewigen Frieden eingegangen. Nur um wenige Jahre überlebte ihn seine Gattin, das Muster einer deutschen Pfarrersfrau, von nimmer rastender Thätigkeit und ewig jugendlicher Lebendigkeit, deren Haar noch rabenschwarz war, als der Tod sie im einundachtzigsten Lebensjahre abrief.

Ich glaube, es ist nicht ohne Interesse, meinen Vater selbst über die Persönlichkeit meines Großvaters zu hören. In einem für unsere Familie bestimmten Buche spricht er sich in folgender Weise aus:\*)

„Der wesentlichste Zug in Vaters Charakter war die Einheitlichkeit des Empfindens. Er war von Jugend auf heimisch im klassischen Altertume und lebte und webte in der reinen, klaren Atmosphäre desselben. Die innigste christliche Frömmigkeit vereinigte sich damit aufs einfachste. Ihm war das Christentum die schönste, edelste, empfindungsreichste Offenbarung des rein Menschlichen. Er dachte und fühlte wie Herder, er war wie dieser ein Apostel der Humanität. Daneben meinte er für seine Ansichten im ganzen einen entsprechenden Ausdruck in Schleiermachers Darlegungen zu finden, obwohl ihm dieser oft nicht klar und präzise genug war und er dann wohl scherzhaft auf seinen Namen anspielte. Jener Kranz herrlicher Mythen, den Liebe und Verehrung um das Bild des Stifters unserer Religion geschlungen haben, galt ihm als ein ergreifendes Zeugnis für den gewaltigen Eindruck, den Jesu Wirken, Lehren und Leiden hervorgerufen hatte, und so behandelte er sie mit Ehrfurcht; aber als Dogmen, die man zu glauben verpflichtet sei, sah er weder die jungfräuliche Geburt, noch die Auferstehung und Himmelfahrt an. Ihm war das ergreifende Bild des lehrenden und leidenden Christus der Mittelpunkt der christlichen Religion; „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ schrieb er unter seine Photographie, die er jedem Mitgliede der Gemeinde als Dank für die noch zu erwähnenden, für die Kirche bestimmten Ölgemälde, einhändigte. Und nicht weniger war sein Wahrspruch: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ Demut vor Gott, Liebe zu den Mitmenschen und vertrauensvolles Ausharren, auch im Leiden, das war es, was er die Gemeinde zu lehren bemüht war mit der ganzen Wärme seines tiefen Gemüts. Dabei aber war er weit entfernt, seine Weltanschauung anderen aufdrängen zu wollen. Auch hierin war er ein Muster der Pädagogik. Er dachte wie Goethe: „in unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen, und in ihnen muß Raum sein für die mannigfaltigsten Empfindungen und Anschauungen.“ Als

\*) Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendlieben des Vaters. Den Geschwistern erzählt von Bruder Friedrich. Als Manuskript gedruckt. Leipzig. Druck von Breitkopf und Härtel. 1891.

Christ galt ihm jeder, der von Liebe und Verehrung für Christus erfüllt war.“ Sein pädagogisches Talent konnte mein Vater nicht genug rühmen. Die Einheitlichkeit namentlich des Unterrichts sei zu bewundern gewesen; der gleiche Geist herrschte überall, in geistigen wie in körperlichen Übungen. Die Anmut der Darstellungsweise und die Liebe zu den ihm Anvertrauten bildeten hauptsächlich den Zauber in seinem Wesen; die Unterrichtsstunden waren wie Erholungsstunden. „Wenn es,“ so schreibt mein Vater nicht lange vor seinem Heimgang, „mir später in einem langen Leben geglückt sein sollte, in wissenschaftlicher Thätigkeit einiges zu leisten, so hat mich nie der Gedanke verlassen, daß ich dies alles doch nur dem wunderbar klaren Unterrichte verdanke, durch den unser Vater die Grundlagen meines Denkens geschaffen hatte.“ Und schon früher einmal hatte er von ihm gesagt: „Jene innige Einheit von Geistesrichtungen, die unter uns nur zu oft auseinandergehen, und deren Verbindung mir doch das Ziel aller edlen Menschenbildung zu sein scheint, das fand ich auch in ihm dargestellt, das habe ich auch an ihm von Kindheit auf verehrt und geliebt“, und weiter: „er, dem ich nahezu alles verdanke, was mein Kopf und mein Herz besitzen.“

Wer auf solchem Boden des Denkens und Fühlens erwuchs, daß der das Studium der Theologie, als könne es gar nicht anders sein, erwählte, ist ebenso erklärlich, wie daß er es unter den Verhältnissen, die er vorfand, wieder aufgab. Gerade von dem Studium der Theologie hatte er, wie er das selbst in einem Briefe an die Eltern vom Jahre 1845 ausführt, eine Verscheuchung seiner Zweifel, die Feststellung einer bestimmten Lebens- und Weltansicht erhofft. Aber er fühlte sich bitter enttäuscht, und so führte ihn denn hierneben hauptsächlich eine alte Vorliebe und die Aussicht, bei diesem Studium seinen innersten Wünschen nachgehen zu können, zur Philologie. An eine zukünftige akademische Laufbahn hat er dabei zunächst nicht gedacht, diese ergab sich ihm erst später mehr zufällig aus den Verhältnissen. Wie ihm denn auch nachher in seiner akademischen Wirksamkeit der Lehrberuf allezeit im Vordergrunde gestanden hat, so schwebte ihm zunächst als Ziel vor Augen, Lehrer und zwar Gymnasiallehrer zu werden, ein Stand, den er stets besonders hochgehalten, und zu dessen Heranbildung er dann mehr als vierzig Jahre in segensreicher Arbeit beigetragen hat. Er spricht sich in seinen Briefen öfters hierüber aus; gerade dazu, meint er, treiben ihn seine eigenen Neigungen, sein Ziel einer tüchtigen, allseitigen litterarischen und ästhetischen Durchbildung stimme hiermit am besten zusammen.

Seine bald erwachte Vorliebe für das Althochdeutsche, das ihn dann zur Germanistik hinführte, hat ihn aber in keiner Weise dem

Studium der Alten entfremdet. Er ging hierin, wie in allem, nur die Bahnen weiter, die er bereits auf der Schule eingeschlagen hatte. Schon dort strebte er alles nur auf das Gründlichste zu erfassen und durcharbeiten. Vielfach ging er über die Grenzen der Schulaufgaben hinaus, zur Inangriffnahme eines jeden deutschen oder lateinischen Aufsatzes ward sorgfältig alles an Material herangezogen, was ihm nur irgend notwendig oder geeignet erschien, und auf diesem Gebiete hat er sich auch immer der hervorragenden Anerkennung der Lehrer erfreut. Er war eigentlich wohl für alle Lehrfächer lebhaft interessiert, hauptsächlich aber waren es doch die deutsche und die alten Sprachen, Geschichte, Philosophie, Ästhetik und Mathematik, in denen seine Begabung, sein Fleiß und seine Energie gipfelten. Und diesen Weg ging er weiter, die Mathematik freilich ward allmählich wohl eliminiert, obwohl er sich auch auf der Universität noch mit ernstesten mathematischen und astronomischen Studien beschäftigt hat. Wirklich erstaunlich ist die Fülle dessen, was er für sich außerhalb der Schulstunden las; die alten Klassiker spielten natürlich darin eine große Rolle. Sogar Pindar ward in dieser Zeit von ihm durchgearbeitet. Auf der Universität wurde dann ergänzt, was noch fehlte; gar häufig erwähnt er in Briefen seine Lektüre, die mehrfach in Gesellschaft getrieben ward, so die römischen Komiker, die griechischen Tragiker, Aristophanes, das Neue Testament, als leichte Sonntagslektüre einmal Herodot, ein anderes Mal Tacitus, den er, wie er schreibt, in seiner ganzen, unerreichbaren Größe immer mehr zu erfassen und erkennen lerne. „Ein Schauer der Andacht befällt mich jedesmal, wenn ich seine Bücher lese. Es ist, als hörte man die Trompete zum Weltgericht blasen.“

Nicht weniger als in den häuslichen Studien zeigte sich auch in der Wahl der Vorlesungen die Versenkung in das Studium des klassischen Altertums. Sechs Semester hat er studiert, seit er Ostern 1844 vom Rostocker Gymnasium abging, ein Jahr in Rostock, drei Semester in Leipzig und eines in Berlin; nach seiner 1847 in Rostock erfolgten Promotion weilte er nochmals in Berlin, mit Lachmann und den Grimms in anregendem wissenschaftlichen Verkehr stehend. War es auf der Schule hauptsächlich der Rektor Brummerstädt gewesen, der sein Verständnis und seine Begeisterung für die Alten zu fördern verstanden hatte, so wirkte im ersten Universitätsjahre in dieser Hinsicht namentlich Wilbrandt auf ihn ein, der in äußerst anregender Weise ästhetische Vorträge über die griechischen Tragiker hielt. In Leipzig stehen im Vordergrund Gottfried Hermann und Moriz Haupt; im letzten Studienjahre tritt die Schilderung der klassisch-philologischen Lehrer in den Briefen naturgemäß zurück, jetzt beginnt schon die Konzentration auf die germanische Philologie, wiewohl auch in dieser Zeit noch eifrig Vorlesungen auf

dem Gebiete der klassischen gehört werden. \*) Es ist anziehend zu verfolgen, wie Gottfried Hermann sich allmählich die begeisterte Anhänglichkeit des jungen Studenten erworben hat. Für den Besuch Leipzigs waren wohl mehr äußere Verhältnisse entscheidend gewesen, und mein Vater ist damals gar nicht mit großen Erwartungen dahin gegangen. Hermann war ja siebzig Jahre alt, seine Schüler, so ging die Rede, seien lauter „Stockphilologen“; wer eine intensive Abneigung gegen die Buchstabenphilologie besaß, wer in seinem Studium eine „erquickende Nahrung für Geist und Herz“ suchte, den konnte dies wohl bedenklich machen. Nach den ersten Vorlesungen bei Hermann schrieb er denn auch nach Hause, er sei nicht so erfüllt von ihm wie von Haupt, seine Kritik in den Eumeniden und Choephoren aber sei ganz vorzüglich. Er spreche ein fließendes Latein, besser als deutsch.

\*) Es ist nicht möglich, ein genaues Verzeichnis der sicher besuchten Kollegien aufzustellen, da die Quellen zumeist Briefe sind, in denen erst die Absicht, die betreffenden Vorlesungen zu hören, ausgesprochen wird. Doch wird die folgende Zusammenstellung im ganzen richtig sein, die freilich offenbar manche Lücken läßt, wie z. B. im S. S. 1845; wo in den Briefen ausdrücklich erwähnt wird, daß er das Kolleg wirklich hört, oder wo mir dies sonst bekannt war, habe ich ein \*, bei solchen, die er eventuell nicht zu besuchen gedachte, ein ? beigefügt. Die Titel der Vorlesungen führe ich mit meines Vaters Worten an, nicht nach der Ankündigung im Vorlesungsverzeichnis.

S. S. 1844 [Rostock]: \*Shakespeare (Wilbrandt; hospitiert). — \*Deutsche Litteratur (Wilbrandt). — \*Psalmen (Hoffmann). — \*Archäologie (Krabbe). — ?Trigonometrie (Karsten). —

W. S. 1844/45 [Rostock]: \*Ästhetik und \*Griechische Tragödie (Wilbrandt). — Metrik (Busch). — ?Kirchengeschichte I (Niedner).

S. S. 1845 [Leipzig]: \*Babrius. \*Tacitus' Germania. \*Ältere deutsche Poesie (Haupt). — \*Äschylus' Choephoren und Eumeniden. \*Griechische und römische Poetik (Hermann). —

W. S. 1845/46 [Leipzig]: Horaz' Satiren. \*Lateinische und \*Deutsche Gesellschaft. Parzival (Haupt). — Thucydides und Scenische Altertümer (Hermann). — Juvenal (Becker). — Allgemeine Weltgeschichte und ?Privatissimum (Wuttke). — Geschichte der neueren Litteratur. Hegels System (Danzel).

S. S. 1846 [Leipzig]: Pindar (Hermann). — \*Ilias. \*Deutsche Grammatik (Haupt). — \*Aristophanes (Hermann). — Alte Kunstgeschichte (Becker). — Philosophie der Kunstgeschichte (Danzel). —

W. S. 1846/47 [Berlin]: Griechische Litteraturgeschichte. Demosthenes' Kranzrede (Boeckh). — Isokrates (Bekker). — Griechische Syntax (Franz). — Seminar und Deutsche Gesellschaft (Lachmann). — Geschichte des Mittelalters (Ranke). — Allgemeine Geschichte der Philosophie (Trendelenburg). — Allgemeine Erdkunde (Ritter). — Astronomie (Enke). —

Aber die in deutscher Sprache gehaltene Vorlesung über griechische und römische Poetik könne ihn nicht befriedigen, Hermann stehe noch ganz auf Kants Standpunkt, sei aber ohne genaue Begriffsbestimmung. Doch fährt er fort: „Dabei ist er aber ein alter herrlicher Kerl, er spricht, wie wenn ein Familienvater vom Lehnstuhl zu seinen Kindern redet. Eine mir wohlgefällende Sitte ist es auch, daß, sobald er ins Zimmer tritt, alle sich erheben, was sonst bei keinem Professor geschieht. Hermann trägt noch immer Kanonen und Sporen. Zähne hat er gar nicht mehr, auch nur wenig Haare an den Seiten. Seine Augen sind wunderschön.“ Wie sich der Zauber, dessen beginnendes Wirken wir aus diesen Worten ersehen, allmählich steigerte, das lehrt ein Brief vom Ende des Semesters, in dem es, nachdem vorher von Haupt die Rede war, heißt: „Aber mein Abgott ist der alte Hermann. Nein, Vater, einen köstlicheren Kerl giebt es auf Gottes Erdboden nicht. Wenn man ihn ein einziges Mal gesehen, so begreift man die unbegrenzte Pietät, mit der alle seine Schüler an ihm hängen. Wenn dieser kleine Mann, mit wenigen Haaren, schneeweiß auf seinem kahlen Haupte, mit den freundlichen, durchdringenden, anziehenden blauen Augen und dem feinen, wunderschön durchfurchten Gesicht auf dem Katheder steht, wahrhaftig, man muß ihn lieb haben, man mag wollen oder nicht. Unwiderstehlich reißt er bei der Lektüre der Alten mit sich fort, und namentlich wenn er die Chorgesänge recitiert, so glaubt man in der That ein höheres Wesen vor sich zu haben.“

Der Mann, dem mein Vater auf dem Gebiete seiner hauptsächlichsten Studien am nächsten trat und dem er in Bezug auf seine methodische Durchbildung den meisten Einfluß auf sich einräumte, war Moriz Haupt. Von Anfang an machte dessen Klarheit und ruhige Besonnenheit, wie er schreibt, den größten Eindruck auf ihn; er rühmt seinen gründlichen Fleiß und hellen Verstand, sowie die Fähigkeit des Gemüths, „sich in ein Produkt der Litteratur hineinzuleben und den Eindruck schön zu reproduzieren.“ „Ich bin ganz voll von ihm und jammere jedesmal, wenn die Stunde aus ist.“ Aber auch persönlich flößte er ihm Vertrauen ein; er berichtet von manchen wertvollen Rathschlägen, die Haupt ihm für seine Studien an die Hand gegeben habe, und dabei unterhalte man sich mit ihm wie mit einem guten Freunde. Namentlich die Methode, der Betrieb der Philologie ist eifrig unter ihnen besprochen worden, und hier hat Haupt offenbar wesentlich auf ihn eingewirkt und ihn darin bestärkt, vor der ästhetisch-litterarischen Betrachtung nicht die exakte Spezialforschung in den Hintergrund treten zu lassen. Denn die Neigung des jungen Studenten ging schon von der Schule her durchaus nach der ästhetischen Seite, wiewohl er von Natur viel zu besonnen war, diese Richtung überhand nehmen zu lassen.

So schreibt er am 21. Juni 1846: „Was nun das anbetrifft, daß ich in meinen Studien überhaupt zuviel mit Ästhetik und Litteratur mich beschäftige, so ist das wahr. Doch vernachlässige ich dabei nicht das andere, was auch nötig ist, und ohne das alles oberflächlich bleibt.“ Diese Interessen kamen auch darin zum Ausdruck, daß er als Student in Leipzig einem kleinen Kreise von Altersgenossen als Führer und Berater namentlich in der dramatischen Litteratur diene. Aus diesem anregenden Verkehr heraus sind so manche treffenden und begeisterten Worte in seinen Briefen zu lesen, die das Wesen der Kunst und Litteratur betreffen. „In der Kunst — so heißt es da unter vielem anderen — legt jede Zeit ihre heiligsten Interessen, ihre tiefsten Erfordernisse, Wünsche und Bestrebungen nieder. Die Werke unserer großen Dichter sollten unsere Andachtsbücher sein, und wohin mein Wirken dringt, sollen sie es werden. Namentlich aber in den Gang der neueren deutschen Litteratur einen tieferen Blick zu thun, zu sehen, wie sich in ihr der deutsche Geist emporgearbeitet und die Lösung der tiefsten Probleme objektiviert hat, zu fühlen, wie wir in diesen Werken unser eigenstes Herzblut wiederfinden,“ das sei doch das Eigentliche, das Wahre im Leben, alles andere nur Brotstudium, nur Handwerksgehirn. „Freilich darf man dieses Handwerkszeug nicht vernachlässigen. Ein Tischler, der noch so schöne Pläne zu Schränken, Kommoden u. s. w. im Kopfe hat, wird nie einen einfachen Schrank zustande bringen, wenn er nicht den Hobel gehörig zu handhaben versteht.“

Nächst eigenem Antriebe verdankt mein Vater namentlich der bei Haupt empfangenen und dann bei Lachmann weiter genossenen methodischen Schulung im wesentlichen die in seinem ganzen Leben bewiesene Vorliebe für die exakte Forschung, die soviel als möglich nur mit urkundlichem Material, mit Beweisen rechnet. Ohne etwa der Thätigkeit einer rekonstruierenden Phantasie unzugänglich zu sein und nur dem logisch folgernden Verstande ein Recht zuzugestehen (sind mir doch im Leben nur wenige bekannt geworden, die sich in phantasievollem Schaffen und Nachschaffen ihm hätten an die Seite stellen können), war er doch der Ansicht, daß mit subjektiver, wenn auch genialer Intuition der wissenschaftlichen Erkenntnis häufig mehr Schaden als Nutzen zugefügt werden könne, und da er es nie vermochte, einseitig zu sein, so hielt er es in vielen Fällen für das Ratsamste, nach Erwägung aller Möglichkeiten klar und genau festzustellen, was mit Scharfsinn einigermaßen zu eruieren war, im übrigen sich auf das Non liquet zu beschränken. Eins allerdings verwarf er unbedingt, das Vortragen gänzlich unbewiesener Hypothesen als sicherer Thatsachen, da hier auf jeden Fall Beschränktheit oder unerlaubte Willkür vorlag, je nachdem der Vortragende selbst von seinen Ansichten überzeugt

war oder nicht. Dafs bei gänzlich unsicheren Unterlagen auch die feinste Kombination total fehlgehen kann, ja meist wirklich fehlgeht, ist ja auch kaum zu leugnen. Er sah hierin eben schärfer und genauer und verstand sich darauf, was der wissenschaftlichen Erkenntnis wahren Nutzen bringt, besser als mancher andere, er wufste wohl, dafs die Auffassung ganzer Kulturperioden durch subjektive Aufstellungen verzerrt werden könne, und ausgerüstet mit einer ungewöhnlich weit reichenden Kenntnis der Geschichte aller Völker und Zeiten und mit der Fähigkeit, eine gröfsere Anzahl verschiedener Entwicklungsbilder sich kombinatorisch zu vergegenwärtigen und zu vergleichen, behielt er stets die Oberhand über seine sowohl als anderer Einbildungskraft zu gunsten der wissenschaftlichen Wahrheit. Nicht ohne Zusammenhang hiermit steht, dafs er einer gewissen Art der allgemein verständlichen Schriftstellerei nicht ohne Bedenken gegenüberstand: weit entfernt, Abneigung gegen dieselbe im allgemeinen zu hegen, und im Gegenteil überzeugt, dafs es ein verdienstliches Werk sei, gesicherte Resultate der Wissenschaft einem gröfseren Kreise zu vermitteln, wengleich ihm selbst Zeit und Neigung dies weniger erlaubten,\*) hielt er es doch hier erst recht für verderblich und geradezu für unsittlich, die eigenen gänzlich in der Luft schwebenden Phantasien den zu Belehrenden als Thatsachen vorzuführen. Gründlichkeit und scharf urteilender Verstand schienen ihm allerdings Zeit seines Lebens für den Gelehrten unerläfslich; sind doch die Worte „gründlich“ und „verständlich“ stets mit einer gewissen Vorliebe von ihm angewandt worden. Diese Abneigung gegen das Hervortreten des Subjektiven und die Vorliebe für jene Gründlichkeit, die in die tiefsten Tiefen dringt, hielt ihn auch gewifs davon ab, häufiger prinzipielle Fragen und Gesichtspunkte zum Gegenstande der Untersuchung zu machen, obwohl er sich gelegentlich über solche auszusprechen nicht verschmähte, namentlich natürlich, wenn er dies für nötig hielt. Im allgemeinen legte er der sorgfältigen Einzeluntersuchung, wenn sie nur unter beachtenswerten Gesichtspunkten, unter voller Beherrschung des auch ferner liegenden Materials und mit Geist und Scharfsinn geführt wurde, einen besonderen Wert für die wissenschaftliche Erkenntnis bei. Und das war auch bei Haupt der Fall.

Die herzliche Verehrung, die er dem Lehrer entgegenbrachte, ward von diesem mit gleich herzlichem Wohlwollen erwidert. Schon im ersten Semester ihrer Bekanntschaft bestimmte er ihn für das nächste

---

\*) Wo er selbst einmal das Gebiet einer für weitere Kreise berechneten Schriftstellerei betrat, verstand er bekanntlich ausnehmend interessant zu schreiben.

zu seinem Famulus und sparte auch sonst nicht mit Beweisen der Auszeichnung, zumal in seiner lateinischen Gesellschaft. Einmal nach einem zweistündigen lateinischen Vortrag des nunmehrigen Famulus, in dem dieser die Arbeit seines Gegners kritisiert hatte, wo für gewöhnlich Haupt erst recht eigentlich das Wort nahm, sagte er: *Disputatum ab adversario tanta est cum diligentia et tam accurate, ut quid addere possim ipse, nesciam. Valet.* Schon die erste Arbeit hatte er als *dissertatio accuratissime conscripta, ne dicam nimis accurate* bezeichnet. Übrigens ist es mir sehr interessant gewesen, zu erfahren, daß die Einleitung zu dieser ersten Arbeit gegen das Lateinsprechen gerichtet war, obwohl ihr Verfasser bereits auf der Schule nicht nur einen tadellosen lateinischen Stil geschrieben hatte — man kann sich wirklich nur wundern, welche zum Teil ganz abstrakt-philosophische Themata er dort in lateinischer Sprache hat bearbeiten müssen — sondern auch zu einer ungewöhnlichen Gewandtheit im mündlichen Gebrauch vorgeschritten war, so daß nur Haupts bisheriger Famulus, Muther, zunächst noch eine größere besafs; von diesem schreibt er: „es ist ihm völlig egal, ob er lateinisch oder deutsch spricht.“ Aber er empfand das fremde Idiom doch als ein Hemmnis für den Ausdruck der eigenen innersten Gedanken, für die doch jede Zeit und jedes Volk seine besonderen Formen hat. Überhaupt lebte in ihm neben aller wahren und tiefen Begeisterung für das klassische Altertum doch der frische, gesunde Sinn für die Gegenwart und unser eigenes Volkstum. Das Studium des Deutschen, so schreibt er einmal, werde in die Schulen immer mehr eindringen; der neue deutsche Geist werde es verlangen, daß seine Jugend nicht hinuntergesenkt werde in die Gräfte des Altertums, sondern genährt werde mit kräftiger deutscher Speise.

Die Stellung meines Vaters zu Haupt ward allmählich sehr vertraulich; ich weiß das aus Gesprächen mit ihm, es geht aber auch aus den Briefen hervor, sowohl aus den seinen, in denen gar oft von Haupt die Rede ist, als auch aus denen Haupts an ihn. Von sonstigen damaligen Schülern fand ich in den bisher durchgenommenen Briefen wenig erwähnt; besonders rühmlich wird Nipperdeys gedacht, Haupt schwärme noch immer für ihn, obschon er bereits zwei Jahre lang fort sei. Er nenne ihn die Krone seiner philologischen Gesellschaft und sage, er glaube voraussagen zu können, daß N. binnen wenigen Jahren das erste philologische Lumen Deutschlands sein werde. Der Verkehr mit Haupt war ein sehr reger, schon das Famulat brachte das mit sich. Und so blieb mein Vater denn länger in Leipzig, als er eigentlich beabsichtigt hatte, hauptsächlich um des Verhältnisses zu Haupt willen, das ihm niemand, wie er schrieb, ersetzen könne. Und als er dann im Wintersemester 1846/47 nach Berlin gegangen war, da fand er dort ein

„herziges, liebes“ Schreiben Haupts vor, dem dringende Empfehlungen an Lachmann und die Grimms beigegeben waren.

Dies herzliche Verhältnis erlitt bald, wie bekannt, einen harten Stoß und erlosch dann ganz. Als Holtzmann im Anfang des Jahres 1854 mit seinen Untersuchungen über das Nibelungenlied hervortrat, in denen er Lachmanns Ansicht von dem Handschriftenverhältnis zu erschüttern suchte, trat mein Vater sogleich in einem großen Teile der Frage im Literarischen Centralblatte auf seine Seite. Das kam daher, daß er sich selbst mit den gleichen Untersuchungen befaßt hatte und zu ähnlichen Resultaten gelangt war. Es ist mir zweifellos, daß die ganze Spaltung nicht erfolgt wäre, wenn er mit seinen Resultaten vor Holtzmann hervorgetreten wäre. Er gehörte als Schüler Lachmanns zu dem Kreise von dessen Verehrern wie nur irgend einer. Trotz des Dogmas von Lachmanns Unfehlbarkeit hätten, glaube ich, dessen Aufstellungen sehr wohl auch bei seinen unbedingten Anhängern eine Modifizierung ertragen, wäre an ihnen in bescheidener Form aus dem eigenen Kreise gerührt worden. Aber Holtzmann war ein Fremder, stand ganz außerhalb. Wer solche Verhältnisse kennt, wird sich kaum wundern, daß sein Angriff die Nächststehenden reizte und erbitterte, denen er nicht nur auf die Sache, sondern auf die Person und die, die in der Wissenschaft sich eng mit ihr verknüpft wußten, gerichtet erschien. Dazu kam, daß wohl nach allgemeinem Urteile (auch dem meines Vaters) sich vieles Verfehlte in Holtzmanns Untersuchungen fand. Es erschien von solcher Seite als Anmaßung, den großen Gelehrten verbessern zu wollen. War also hierüber schon die Entrüstung beträchtlich, so war es nicht minder überraschend und schlug nieder, wenn sich für diesen Angriff im eigenen Lager eine Stimme erhob. In ihr hörte man nur den Apostaten und vergaß oder verschmähte es, den Gründen einer ernststen wissenschaftlichen Überzeugung, die allein aus dem Suchen nach Wahrheit entstanden war, näherzutreten, und glaubte die Sache mit der Annahme unglaublicher Verblendung abthun zu können. Haupt, der ja im Jahre 1851 seiner Stellung in Leipzig aus politischen Gründen entsetzt worden war, lebte damals in Berlin; so wurde mit diesem brieflich diskutiert. Der Briefwechsel\*) will fast tragisch anmuten: auf der einen Seite der alte Lehrer, derb und leidenschaftlich, im übrigen voll Anerkennung, aber in diesem einen Punkte nur unglaubliche Verkehrtheit sehend, auf der andern der frühere Schüler, zu überzeugen suchend und seinen Standpunkt mit Festigkeit behauptend; hier wie dort ein eisener Sinn, doch während manch bitteres Wort fällt,

\*) Das Konzept eines sehr ausführlichen Briefes an Haupt hat sich im Nachlaß meines Vaters gefunden.

kommt doch auf der einen Seite das Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit, auf der andern das des herzlichen Wohlwollens noch immer zur Geltung. Es gelang ihnen auch nicht, diese Frage aus ihrem Verkehr auszuschneiden. Sie hätten ja, meint Haupt, Gottlob noch genug andere Gegenstände, in denen sie übereinstimmten, und ein andermal hofft er, es werde einmal eine Zeit kommen, wo das alles zwischen ihnen vergessen sei. Die Zeit ist nicht gekommen; im Dezember 1854 erschien von dritter Seite eine bekannte Schrift, über deren Ton und Charakter ich mich des Urteils hier enthalte, und nach der darauf erfolgten Antwort im Centralblatte war der Bruch für immer entschieden. „In jedem Falle wünsche ich nicht wieder Ihr Lehrer genannt zu werden.“ Das sind die letzten Worte Haupts an meinen Vater.

Dafs mein Vater durch den Streit sehr berührt wurde, ist zweifellos. Einmal Haupts wegen. Denn trotz der Erbitterung über dessen Auftreten konnte das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn nicht in ihm erstickt werden — und er hat auch nach geschehener völliger Lossagung in seinem ganzen ferneren Leben nie die Rücksicht aufser Acht gelassen, die ihm das einstige Verhältnis nach seiner Empfindung gebot. Und dann Lachmanns wegen. Der Vorwurf der Pietätlosigkeit gegen diesen konnte keinen empfindlicher berühren als ihn, der von kaum einer Gesinnung Zeit seines Lebens so entfernt war wie von dieser. Er hatte Lachmann auf das Höchste geschätzt, ohne zu glauben, nicht anderer wissenschaftlicher Meinung sein zu dürfen. Auch persönlich hat er ihm nahegestanden. Es mag ja sein, dafs eine tiefere Sympathie zwischen beiden nicht vorhanden war, dazu waren sie von Charakter viel zu verschieden. Das Rauhe und Abstofsende in Lachmanns Wesen hat ihn häufig verletzt, aber er gab sich alle Mühe, es als erklärlich und nicht übel gemeint zu empfinden und sich daran zu gewöhnen, und stets überwog bei ihm die Anerkennung seiner guten Eigenschaften und seiner wissenschaftlichen Gröfse. In diesem Sinne spricht er in seinen Briefen stets von ihm, er nennt ihn einen prächtigen, ein andermal einen grofsen Mann und erwähnt häufig die ausnehmende Freundlichkeit, mit der Lachmann ihm entgegengekommen sei. Durch Haupt an ihn empfohlen, hat er im Kolleg und in der Gesellschaft Unterricht bei ihm genossen; in den Wintersemestern 1846/47 und 1847/48, dazwischen lag ein Aufenthalt von mehreren Monaten in Rostock, wo er im September mit einer Arbeit promovierte, über die er schon seit 1845 eingehende Studien gemacht hatte: Ist das tragische Prinzip des Sophocles und des Shakespeare dasselbe? — Als Lachmann gestorben war, da schrieb er nach Hause: „heute trifft die Nachricht ein, dafs gestern morgen der brave, treue, gute Lachmann gestorben

ist,“ er fühle, „auch abgesehen von der Wucht des Kammers, den Verlust des teilnehmendsten Gönners.“

Neben Lachmann waren es in Berlin besonders die Grimms gewesen, mit denen er in wissenschaftlichem und persönlichem Verkehr stand, besonders Jacob Grimm. Er ist viel bei ihnen im Hause ein- und ausgegangen und mit Jacob hat er auch fernerhin in freundschaftlichem brieflichen Verkehr gestanden. Wahrscheinlich durch ihn gelangte er dazu, den Ankauf der Meusebachschen Bibliothek zu Baumgartenbrück an die Königliche Bibliothek in Berlin zu vermitteln. Die Ordnung dieser Sammlung nahm die folgende Zeit in Anspruch; anfangs war er dort mit Zacher zusammen thätig, dann allein. Die Arbeit zog sich bis zum Jahre 1850 hin. Dann kehrte er nach Leipzig zurück, habilitierte sich hier 1852 mit seiner Arbeit über den Deutschen Cato (die Probevorlesung handelte „über die Beziehungen der provenzalischen und französischen Poesie zur deutschen“), ward 1854 zum außerordentlichen und 1856 zum ordentlichen Professor ernannt. Diese rasche Laufbahn verdankte er dem unvergeßlichen Minister Paul Freiherrn von Falkenstein, unter dessen Leitung für die Universität eine neue Ära erblühte, und der, in thätigster Fürsorge sich um die Angelegenheiten der ihm anvertrauten Universität unmittelbar bemügend, es verstand, die Kräfte, die er als tüchtig erkannt hatte, wo er konnte, zu fördern und an Leipzig zu fesseln. Von da an war Leipzig seine zweite Heimat, die er nicht wieder verließ; an vierzig Jahre hat er der Leipziger Universität eine mühevollen, aufopfernde Thätigkeit gewidmet, sein bestes Können nach allen Seiten hin in ihren Dienst gestellt.

Seit seiner Habilitation für deutsche Sprache und Litteratur ist natürlich die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum etwas in den Hintergrund getreten, und seine Spezialforschungen vollends haben nur ausnahmsweise auf dies Gebiet hinübergereift. Aber der Schatz, den er sich auf Schule und Universität erworben, war fest geborgen in seinem Innern und es gab wohl keinen der alten Klassiker, den er nicht gründlich kannte. Für die Fortschritte der Altertumswissenschaft zeigte er das lebendigste Interesse. Seine Anschauungen in dieser Beziehung, die sich im Gespräch kundgaben, sind mir stets äußerst lehrreich gewesen. Namentlich hing sein Herz an den drei großen Tragikern, deren untereinander verschiedene Vorzüge er feinsinnig zu würdigen wußte; für das Ganze der Weltanschauung stand ihm Äschylus im Vordergrund. Am meisten sagte mir immer das klare Urteil über den Charakter und die Stellung der Schriftsteller in ihrer Zeit und unter ihrem Volke, und die sich daraus ergebende Auffassung derselben im ganzen und im einzelnen zu, die in scharfem Gegensatz zu der auch heute durchaus noch nicht ganz überwundenen Buchstabenphilologie

stand, welche in unserer Wissenschaft so viele verkehrte Aufstellungen zu Tage gefördert hat. Noch im letzten Jahre seines Lebens waren mir neben andern Dingen von großem Werte seine Gedanken über die homerische Frage, die in ähnlichem Gesichtspunkt gipfelten wie Volkmanns mit Fug epochemachend zu nennendes, noch lange nicht genug gewürdigtes Buch über die Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena, nur zog er noch schärfer die Konsequenzen. Überhaupt habe ich aus unseren Gesprächen über die antike Litteratur und Kultur häufig den Eindruck hinweggenommen, als liege vieles längst klar und als selbstverständlich vor seinen Augen, was vielleicht erst später zum Gemeingut unserer Wissenschaft werden würde.

Wer eine so gründliche Durchbildung in der alten Kultur besaß, dem konnte es nicht schwer werden, die Entwicklung der neueren nach allen ihren Richtungen zu umfassen. So reichten denn auch seine Studien und Kenntnisse weit über das eigene Fach hinaus. Zwar war dies für ihn schon von gewaltiger Ausdehnung, da es innerhalb der germanistischen Wissenschaft wohl kein Gebiet gab, das er nicht mit absoluter Sicherheit beherrscht hätte, und romanische und englische Philologie ihm zu einem Teile eng vertraut waren. Die Grenzen, die der Einzelne sich namentlich in unsern Tagen immer enger zu ziehen pflegt, waren für ihn sehr weit, ja kaum vorhanden. Sein Bestreben war stets, jeden Gegenstand in allen seinen Beziehungen, bis auf seine letzten Gründe, zu verfolgen, und es ist klar, daß bei solchem Verfahren die gewöhnliche Schablone der Arbeitsteilung für ihn nicht existieren konnte. So zog er überall die Nachbargebiete mit in das Bereich der Forschung, und nicht nur die Litteratur, sondern die gesamte geistige Kultur, wie sie durch das Studium der Geschichte, der Philosophie, der religiösen Bewegungen, der Kunst u. s. w. erkannt wird, ward ihm zum Gegenstand der Untersuchung. Ich brauche nicht erst auf seine germanistischen Arbeiten hinzuweisen, die sich fast auf alle Gebiete dieser Wissenschaft erstrecken;\*) sein deutscher Cato (1852), die Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (1854), seine Beiträge zur Nibelungenfrage und seine Ausgaben der Nibelungen (1854 und folgende Jahre), die Arbeiten zur Geschichte der Universität Leipzig (1857 u. folg. Jahre), der von ihm bearbeitete Teil des Mittelhochdeutschen Wörterbuches (M - R 1863), die Schrift über den fünffüßigen Jambus und seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe (1865), die Abhandlungen über die Sage vom Priester Johannes (1874 u. folg. Jahre), die Biographie Christian Reuters nebst manchen Nachträgen (1884 u. folg. Jahre), -das kurzgefaßte Verzeichnis der Originalauf-

\*) S. S. 413 Anm.

nahmen von Goethes Bildnis (1888), endlich die Causa Nicolai Winter (1890) sind wohl seine umfangreichsten Leistungen und genugsam bekannt; nebenher gehen eine außerordentliche Fülle von an Umfang kleineren, an Bedeutung für die Wissenschaft zum Teil nicht geringeren Aufsätzen. Dafs er die Ergebnisse seiner tiefgreifenden Studien nicht in dickleibigen, weite Perioden und Gegenstände zusammenfassenden Bänden niedergelegt hat, lag wohl nicht so sehr an dem Mangel der erforderlichen Zeit, der aus seiner weitverzweigten Thätigkeit hervorging, denn dem stand eine unverwüsthliche Arbeitskraft entgegen, vielmehr war der Grund hierzu eben die Neigung, in seinen wissenschaftlichen Arbeiten überall in die Tiefe zu gehen und immer wieder neue Gegenstände zu erschöpfender Behandlung in Angriff zu nehmen. Aber auch hier sieht man doch die Spuren vom Einfluß der Lachmannschen Schule, wo ursprünglich auch nur die exakte Spezialforschung galt und es gar nicht vornehm war, „Bücher“ zu schreiben. Gewifs ist es ja immerhin lebhaft zu bedauern, dafs nun keine zusammenfassende Darstellung eines gröfseren wissenschaftlichen Gebiets auf Grund seiner Forschungen und im Sinne seiner Anschauungen vorliegt, dafs er z. B. keine Geschichte der Faustsage geschrieben hat; und zu einer Darstellung der Litteratur im Zeitalter der Reformation auf dem Hintergrunde der Gesamtkultur wäre wohl keiner so berufen gewesen als er.

Sein Drang nach allseitiger, einheitlicher Erfassung und Vertiefung in die Gegenstände zeigte sich nicht nur bei den ihm nächststehenden Wissenschaften. In wirklich bewundernswerter Weise ist er stets bemüht gewesen, auf allen Gebieten des menschlichen Wissens die Grundlagen und häufig auch eine nähere Kenntnis sich zu eigen zu machen. Ein Zeichen seines Interesses für alle Wissensgebiete war die schon in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre (1850) erfolgte Gründung des Literarischen Centralblattes, eine wirkliche wissenschaftliche That, die für die damalige Zeit etwas ganz Neues bedeutete. Heute, wo die Existenz dieses Blattes und deren Berechtigung auf alter Gewohnheit beruht, wo das Beispiel von damals auch im Auslande längst Nachahmung gefunden hat, ahnt man nichts mehr von den Schwierigkeiten, die sich dem jungen Unternehmen entgegenstellten, und von der harten Arbeit, der es gelang, sie glänzend zu überwältigen und eine die gesamte Wissenschaft, ja zu Anfang die ganze Litteratur umfassende Zeitschrift einzubürgern und zu Ansehen zu bringen. Und dies war so recht sein eigenes Werk, wenn auch der Plan und die Anlage des Ganzen mit Georg Wigand gemeinsam verabredet worden war. Einundvierzig Jahre lang hat er die Leitung innegehabt, mit Ausnahme einer schweren Krankheitszeit im Winter 1859/60 stets allein an der

Spitze, und die wenigsten werden ahnen, welche Summe von energischer und gewissenhafter Thätigkeit diese Leitung erforderte, gewissenhafter namentlich insofern ja der erst später etwas eingeschränkte Grundsatz herrschte, die Referate nicht mit dem Namen zu unterzeichnen, so dafs immer die Redaktion allein die Verantwortung trug. Auch hier, in dem Prinzip der Anonymität, das übrigens vorher mit anderen wohl erwogen ward, zeigte sich sein klarer, allem äufseren Schein abholder Sinn. Das Centralblatt sollte, wie er sich später selbst einmal äufserte, kein Obertribunal sein, es sollte seine Leser nur orientieren, allerdings durch die berufensten Männer. Eine Namensunterzeichnung hätte einmal dem bequemen Hinhorchen nach Autoritäten Vorschub geleistet, andererseits leicht den Charakter des Unternehmens ändern können, da die Unterzeichnung vielfach ein Herauswachsen aus dem Referate zu einer eigenen gelehrten Leistung und Betonung der subjektiven Ansicht des Berichterstatters, besonders bei den Jüngeren, nach sich zieht. Das eben sollte in der Regel vermieden und zumeist den Fachzeitschriften überlassen werden, der Wert des Blattes im allgemeinen in zuverlässiger Orientierung der Leser über Inhalt, Charakter und wissenschaftlichen Nutzen des Buches bestehen. Aber um so schwerer trug der Herausgeber an der Verantwortung und der hieraus erwachsenden Arbeit. Ein grofser Teil der beim Centralblatt an sich schon gewaltigen Korrespondenz entfiel auf die Auseinandersetzungen mit Autoren, die sich zuviel getadelt oder zu wenig gelobt fühlten.

Es ist fast ein Rätsel, wie es ihm möglich geworden ist, neben der angestrengten Thätigkeit für sein Blatt noch eine solche Fülle von Arbeiten zu bewältigen, dafs jene dem Anscheine nach nur unter die Nebenbeschäftigungen fiel. Wie rastlos er fortwährend sich in Untersuchungen stürzte und ihre Ergebnisse veröffentlichte, ist bekannt, bekannt wohl auch den meisten seine eigene thätige Mitarbeiterschaft am Centralblatt, die er durch Tausende dort veröffentlichter Anzeigen bewies. Dabei las er bis an sein Lebensende in jedem Semester zwei grofse Vorlesungen, die eine meist sechsstündig, die andere fünf- oder vierstündig, dazu kam zweimal, ja durch eine lange Zeit hindurch dreimal in der Woche eine zweistündige Seminarübung. Dazu trat ferner die Masse der Doktorexamina, der Staatsexamina, bei denen er noch den Vorsitz zu führen hatte, dazu sein Amt als Sekretär der philologisch-historischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, dazu endlich die zeitweiligen Nebenämter. Er war dreimal Rektor der Universität, je einmal Decan und Procancellar; auch städtischen und anderen öffentlichen Angelegenheiten ist er nähergetreten, als Stadtverordneter, als Mitglied der sächsischen Synode u. s. w. Dazu

die Vereine, denen er angehören mußte, die vielen, denen er bereitwillig seine Zeit zu wissenschaftlicher Hilfe lieh, die Masse der Besuche auswärtiger Gelehrter, besonders in den Ferien. Wirkliche Ferien kannte er freilich auch gar nicht. Seit er sich emsig mit der kritischen Untersuchung der Goetheporträts beschäftigte, war die von den Vorlesungen freie Zeit um Ostern und im Herbst zumeist dieser Arbeit gewidmet; in diesen Zeiten sind viele Tausende von Briefen in Angelegenheit der Goethebilder geschrieben worden. Hand in Hand mit diesen Forschungen ging die Sammlung und kritische Sichtung der Reproduktionen der Bildnisse, die er in einer Vollständigkeit anhäufte, wie sie auch annähernd vorher nicht erreicht worden war und auch nie wieder erreicht werden kann. Diese Sammlung, die nicht nur für die Geschichte der Goetheporträts, sondern auch für die Entwicklung der Reproduktionstechnik überhaupt von unschätzbarem Werte bleiben wird,\*) gelang es nach seinem Tode Leipzig und damit Deutschland zu erhalten. Sie wurde von den für Kunst und Wissenschaft gleich rege interessierten Bevollmächtigten der Leipziger Rhode-Stiftung, den Herren Oberbürgermeister Dr. Georgi, † Rechtsanwalt Dr. Zenker und Stadtrat Dürr aus dem Nachlaß angekauft und der Stadt als Geschenk überreicht. Nicht ein gleiches Geschick ward der hinterlassenen großen Bibliothek zu teil; wiewohl einzig vollständig an Arbeitsmaterial und nicht arm an Seltenheiten konnte sie doch naturgemäß in geschlossenem Zustande in Deutschland keine Verwendung finden, und sie zu zerstückeln mußte vermieden werden, wenn es irgend ging. So fand sie denn, während die Bildersammlung der Stadtbibliothek unserer Vaterstadt überwiesen ward, im Auslande ein gleich würdiges Heim, in den Sälen der Bibliothek der großen und blühenden Cornell-Universität in Ithaca.

Mit dem energischen Charakter und dem scharfen kritischen Verstande, den ich hervorhob, verband sich in fast wunderbarer Weise eine wahrhaft seltene Herzengüte, die vor allem natürlich im persönlichen Verkehr zum Ausdruck kam. Mancher, der zum ersten Mal in den Bannkreis seiner Persönlichkeit trat, mochte es anfangs nicht glauben, daß dieselbe mit dem scharfen Kritiker identisch sei. Er unterschied eben nur genau zwischen Sache und Person. In der Wissenschaft

---

\*) Vgl. die kurze treffliche Beschreibung von R. Beer in der Leipziger Zeitung vom 4. Mai 1892 (No. 102, 1. Beil.) Eine ausführliche, sachverständige, durch vorzügliche Bilder unterstützte Beleuchtung des Werts der Sammlung giebt nach einem von ihm im Leipziger Kunstverein gehaltenen Vortrag Professor E. Lehmann: Goethes Bildnisse und die Zarnckesche Sammlung, in der Zeitschrift für bildende Kunst N. F. V (1894) 11 (August), S. 249—258 und 12 (September), S. 276—285.

Verfehltes zu dulden hielt er gegen seine Pflicht, und dennoch hatte er auch für solches Wohlwollen, wenn er ehrliche und mühsame Arbeit darin sah, und von seinen scharfen und schärfsten Waffen hat er nur dann Gebrauch gemacht, wenn er leichtfertigen und anmaßendem Gebaren gegenüberstand. Hochmütige Redensarten, die an Stelle der Begründung dem Unkundigen die Augen blenden sollten, pflegte er allerdings gründlich abzuthun. Aber dennoch liefs er sich nie dazu herbei, einen solchen Gegner nun auch im übrigen kurzerhand zu verurteilen, und während man auf gegnerischer Seite in Schrift und Wort, ja in akademischen Vorlesungen vor unerfahrenen Studenten, die gehässigsten Angriffe und Verkleinerungen seiner Person zu Tage brachte, von denen er freilich nicht allzuviel Notiz nahm, hielt er es für seine Pflicht, das Gute am Gegner bereitwillig anzuerkennen, namentlich aber es den Lernenden ins Licht zu setzen und auf die von daher kommende Anregung zu verweisen. Er wollte eben nicht eine Schar unselbständiger Geister heranziehen, die auf des Meisters Worte schwuren, sondern er betrachtete es als seine Aufgabe, zu eigenem Urteile zu erziehen, einen jeden nach seiner Individualität. Tausende werden sich freudig als seine Schüler bekennen, und doch hat er, wie das Sievers kurz und völlig treffend an seinem Sarge hervorhob, keine Schule geschaffen in dem gewöhnlichen Sinne von heute, weil er keine schaffen wollte.

Dieses Streben nach Objektivität, ein Grundzug seines Wesens, offenbarte sich in gleicher Weise deutlich auch im persönlichen Verkehr. Die lebenswürdige Bescheidenheit, die er bei allem sichern und weltgewandten Auftreten hatte, war überall geschätzt. Er diskutierte gern mit jedem, der nur einigermaßen etwas Stichhaltiges und aus eigener Überzeugung und Nachdenken Geschöpftes vorzubringen wufste, einerlei ob dies ein älterer Mann oder etwa ein Studierender war; irgendwelche zugeknöpfte Zurückhaltung gegen Jüngere kannte er nicht. Auch nahm er sich der Jüngeren warm an und suchte ihnen nach Kräften zu nützen; unwandelbar frei von jeder kleinlichen Regung machte er von seinem Einfluß zur Förderung der aufstrebenden Talente und damit der Wissenschaft den echten und rechten Gebrauch. Und wie in der Wissenschaft, so war auch sein Wirken im Staat und in der Gesellschaft, soweit er hier hervortrat. Parteipolitik zu treiben lag nicht in seiner Neigung, doch zeigte er zu allen Zeiten offen seine echt deutsche, nationale, man wäre versucht mit einem Wort zu sagen seine Bismarck-Gesinnung und sein Einstehen für Kaiser, König und Vaterland, ohne dem Rechte des freien Wortes und Gedankens etwas zu vergeben.

Was er seiner Familie war, das zu schildern ist hier nicht der Platz. Die Echtheit und Tiefe der Empfindung, die unwandelbare Treue;

die nimmer müde und immer thätige Liebe dieses schönen Herzens zu Eltern und Geschwistern, zu den Kindern, zur Heimat, uns steht sie unvertilgbar eingegraben in der Seele. Und davon zu reden vermöchte ich ja gar nicht. Genug, dafs nicht nur unser engerer Kreis, sondern weithin die Angehörigen der grofsen Familie sich wie verwaist fühlten bei seinem jähen Tode. Denn jäh war der Tod, wenn auch durch wochenlange schwere Krankheit vorbereitet; traf doch die Krankheit und nach einer scheinbaren Besserung auch der Tod uns ganz unerwartet und glich dem Blitz aus wolkenlosem Himmel. Wer ihn kurz vorher sah, der hätte ihm gewifs noch zwanzig weitere Jahre ungebrochenen Lebens und Schaffens vorausgesagt. Aber ein Leiden, von dessen Bestehen weder er selbst noch seine Umgebung etwas ahnten, war die mittelbare Ursache, dafs der Faden des Lebens so plötzlich durchschnitten ward. Der Durchbruch eines Gallensteines führte, wie erst die Sektion ergab, die tödliche Krankheit herbei, deren Ursprung bei seinen Lebzeiten nicht zu ermitteln war, und die höchstens bei Erkenntnis der Sachlage gleich zu Anfang durch einen chirurgischen Eingriff vielleicht hätte gehoben werden können.

Schon einmal, mehr als dreifsig Jahre vorher, hatte er hart mit dem Tode gerungen. Es war im Sommer 1859 gewesen, als ihn eine heftige Lungenerkrankung befiel, die im Oktober auf der Reise nach dem Süden, in Wien, erneut so heftig auftrat, dafs keine Hoffnung auf Rettung mehr schien. Aber er erholte sich wieder zu voller Kraft und Gesundheit, die ihn bis zum Sterbebette nicht wieder verlies. Damals hatte er, den Tod vor Augen, an seine Schwester geschrieben: Und wenn es aus ist, ich habe gethan, was ich konnte. Und ein Ausdruck solchen festen Bewußtseins vollauf erfüllter Pflicht, gegen Gott und die Menschen, schien mir jetzt fast auf seinem Antlitz zu liegen, da die anfangs noch im Tode so freundlichen Züge ein strengeres Aussehen anzunehmen begannen.

Vier Jahre ruht nun schon unter der Erde, was von Friedrich Zarneke sterblich war, und noch immer will es uns kaum gelingen, uns hineinzufinden in das herbe Schicksal, das den in voller Kraft Stehenden der Wissenschaft und den Seinen entrifs. Und doch könnte man fast glauben, das Geschick habe ihm seine besondere Gunst erweisen wollen, indem es ihn vor einem gebrechlichen Alter, wenn auch nach menschlichem Ermessen allzufrüh, bewahrte. Denn dahin ging immer sein Wunsch, ein solches möge ihm erspart bleiben, und als trübes Los dachte er sich ein langes Leben mit allmählichem Verfall der geistigen und körperlichen Kräfte, mit langsamem Herabsinken von den Höhen der Wissenschaft. Davor blieb er bewahrt: sein Leben ist köstlich

gewesen, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen, aber siebzig Jahre hat es nicht gewährt. Er starb, wohl mit weissen Haaren, aber als Jüngling. So nannte ihn Wilhelm Wundt am Sarge. Und in Jugendkraft, mit dem klaren und scharfen Auge, mit dem kalten Verstand und dem warmen Herzen, mit dem Ernste des Gemüts und dem Frohsinn zu seiner Zeit, als der rechte Mann allezeit an der rechten Stelle, so wird er uns und allen denen, die nicht aufhören werden um ihn zu trauern, lebendig vor der Seele stehen, jetzt und immerdar. —

---

Verfehltes zu dulden hielt er gegen seine Pflicht, und dennoch hatte er auch für solches Wohlwollen, wenn er ehrliche und mühsame Arbeit darin sah, und von seinen scharfen und schärfsten Waffen hat er nur dann Gebrauch gemacht, wenn er leichtfertigen und anmaßendem Gebaren gegenüberstand. Hochmütige Redensarten, die an Stelle der Begründung dem Unkundigen die Augen blenden sollten, pflegte er allerdings gründlich abzuthun. Aber dennoch liefs er sich nie dazu herbei, einen solchen Gegner nun auch im übrigen kurzerhand zu verurteilen, und während man auf gegnerischer Seite in Schrift und Wort, ja in akademischen Vorlesungen vor unerfahrenen Studenten, die gehässigsten Angriffe und Verkleinerungen seiner Person zu Tage brachte, von denen er freilich nicht allzuviel Notiz nahm, hielt er es für seine Pflicht, das Gute am Gelehrten freiwillig anzuerkennen, namentlich aber es den Lernenden in seinen Vorlesungen zu zeigen und auf die von daher kommende Anregung zu verweisen. Er hat nicht eine Schar unselbständiger Geister herangezogen, sondern hat die Worte seines Meisters betrachtet, um daraus seinen Urteile zu erziehen, einen jeden Schüler zu erziehen, einen jeden Schüler werden sich freudig als seinen Schüler betrachten, das Sievers kurz und völlig schule geschaffen in dem Sinne offen wollte.

Er war ein Mann von der Art, die die Natur seines Wesens, die Natur seines Verstandes, seinen natürlichen Verkehr. Er suchte sich zu sichern und weltlich zu machen. Er diskutierte gern über die verschiedensten Gegenstände, er brachte vorzubringen wufste, einerlei ob er ein Studierender war; irgendwelche andere Angelegenheiten kannte er nicht. Auch nahm er an, daß er sich durch die Suche ihnen nach Kräften zu nützen; er suchte ihnen nach kleinen Regungen machte er von seinem Einflusse zu gebrauchen, er suchte aufstrebenden Talente und damit der Wissenschaft den rechten Gebrauch. Und wie in der Wissenschaft, so war auch sein Wirken im Staat und in der Gesellschaft, soweit er hier hervortrat. Parteipolitik zu treiben lag nicht in seiner Neigung, doch zeigte er zu allen Zeiten offen seine echt deutsche, nationale, man wäre versucht mit einem Wort zu sagen seine Bismarck-Gesinnung und sein Einstehen für Kaiser, König und Vaterland, ohne dem Rechte des freien Wortes und Gedankens etwas zu vergeben.

Was er seiner Familie war, das zu schildern ist hier nicht der Platz. Die Echtheit und Tiefe der Empfindung, die unwandelbare Treue;